

Licht und Schatten

Warme Sonnenstrahlen leuchten das Erbrochene aus. Kalt und glitschig klebt die Flüssigkeit mit den wenigen harten Bröckchen an seiner Wange und an seinem Hals. Ein stechender Gestank hakt in seiner Nase und in seinem Mund. Er möchte schreien, aber jeder Laut verstummt, bevor er den Weg nach draußen gefunden hätte. Scherbe für Scherbe schneiden sich Verzweiflung und Hilflosigkeit in ihn, hinterlassen blutende Gedanken. Begleitet vom abgestandenen, dumpfen Mief der letzten Wochen.

Er schleppt sich ins Wohnzimmer. Er sieht erleichtert, dass die Flasche noch mehr als halbvoll ist. Er nimmt das mit Schlieren, Flecken und Tabakbröseln verschmutzte Glas aus der Spüle und schenkt zitternd ein. Er weiß, dass er sich gleich übergeben muss. Er muss es im Körper behalten, damit es wirkt. Es sieht aus wie Gift, es riecht wie Gift, es schmeckt wie Gift. Angeekelt nimmt er den ersten Schluck. Wartet. Atmet. Dann noch einer. Atmet tief.

Jetzt drängt der Schnaps nach oben. Er eilt aufs Klo. Säuerliche Galle spritzt auf angeklebte Kotreste in der Schüssel, auf der Brille, auf dem Boden. Jetzt auch noch Durchfall. Er kann es wieder kaum kontrollieren, reißt hektisch die Jogginghose samt Unterhose über die Beine. Der faulige Geruch, der aus dem Schritt strömt, steigt ihm in die Nase.

Wie lange habe ich nicht mehr geduscht und die Wäsche gewechselt? Zwei Wochen? Es stinkt so erbärmlich. Und wie soll ich jemals den Bart abkriegen? Kein Geld für neue Nassrasierer.

Er schämt sich vor sich selbst. Kein Klopapier in Griffweite.

Das ist doch kein Leben mehr. Es ist noch weniger als dahinvegetieren.

Selbstmordgedanken steigen ihm in den Kopf. Die erlösenden drei heranrasenden gelben Lichter in der Dunkelheit. Das Brüllen des Warnsignals und das Kreischen der Notbremsung auf eiskaltem, hartem Stahl, der verdreckte Rost, der sich mit dem Blut vermischt. Der Gedanke daran, zerfetzt zu werden, vielleicht sogar zu überleben, hält ihn davon ab. Und seine Mama. Er ist zu feige dafür. Wenn er nur ein Medikament hätte, das todsicher ist.

Und wenn ich dann qualvoll ersticken würde? Mich in höllischen Schmerzen zu Tode verkrampfen würde? Warum gibt es keine einfache, sichere und vor allem schmerzfreie Möglichkeit? Mama, hilf mir bitte. Hilf mir.

Beim zweiten Glas gibt sich der Magen versöhnlicher und der Wodka wirkt. Er hat kaum mehr als ein paar Brösel Tabak übrig, er dreht sich mit immer noch zitternden Fingern eine Zigarette.

Der Aschenbecher versteckt sich unter Müll. Tabakreste und Stummel liegen auf dem Couchtisch und am Boden. Überall stehen leere Flaschen. Reihen sich voreinander, hintereinander, nebeneinander. Bald hat er keinen Platz mehr.

Er braucht noch Geld. Geld, immer die Angst, die ihn zerfrisst. Sein Schreien während seiner Alpträume. Wie er bettelnd am Bahnhof friert und keine Wohnung mehr hat. Er schenkt nach, nimmt einen großen Schluck. Wenigstens das Zittern ist jetzt weg. Endlich schwappt die warme Welle durch seinen Körper. Die Übelkeit schwindet. Er fühlt sich schwer und müde. Er greift nach einem Stummel, zündet ihn an und zieht.

Er schämt sich, aber sie sollen nur alle sehen, dass ihm keine hilft. Keine ist für ihn da und hält ihn fest. Kein weiblicher, wärmender Körper, in den er hinein- und zurückkriechen kann. Der Schutz bietet. Er fühlt sich nackt und unendlich hilflos. Er läuft mit der verschmutzten Jogginghose, deren dunkelbrauner Fleck im Schritt er nicht bemerkt, dem alten Shirt und dem Rucksack zur Bushaltestelle. Es müssten noch ungefähr 100 Euro auf dem Konto sein. In ein paar Tagen kommt Geld vom Amt. Er wagt es jetzt nicht, auf das Konto zu schauen. Zum Glück ist er früher los. Es ist noch nicht so heiß am Vormittag. Zwei Flaschen Wodka, Mikrowellennudeln im Angebot und Tabak. Er ist wieder nervös. Steht in der Schlange, blickt verschämt zu Boden.

Wie ich stinken muss.

Er denkt an früher, als die tägliche Dusche und frische Wäsche selbstverständlich für ihn waren. Am liebsten würde er laut um Hilfe schreien. Er erblickt eine Frau, die ihm gefällt.

Bitte helfen Sie mir. Bitte. Gehen Sie mit mir mit. Ich brauche jemanden, der bei mir ist. Bitte. Ich habe nur die Flaschen und den Tabak. Und den Fernseher. Und das Internet. Ich brauche menschliche Wärme. Jemanden, der mich festhält. Ich flehe Sie an. Bitte lassen Sie mich nicht mehr los. Bis der Entzug vorbei ist. Ich bin normalerweise nicht so. Ich bin ganz anders. Ich schäme mich so. Helfen Sie mir. Bitte.

Die Stimme der Verkäuferin unterbricht ihn in seinem inneren Monolog. 25 Euro irgendwas. Er hält die Karte auf den Scanner. Bezahlung erfolgt. Durchatmen. Wann kommt das Geld?

Sonst muss ich zu Mama. Ich muss ins Krankenhaus, in die Psychiatrie.

Er hat Todesangst vor dem Entzug. Angst vor dem bekannten Geruch, dem Lärm auf der überwachten Abteilung, den Verrückten, dem Geschrei. Vor dem Betteln um Medikamente, weil die verdammten Ärzte nicht kapieren, wie sehr er leidet. Wenn sie ihn überhaupt aufnehmen. Das dritte Mal in diesem Jahr. Und es ist erst Ende Juni.

An der Bushaltestelle zieht er eine Flasche aus dem Rucksack. Schaut, ob ihn niemand sieht. Aber eigentlich ist es ihm egal. Er trinkt einen Schluck. Die Sonnenstrahlen brennen auf der Haut und in den Augen. Doch schon diese Hitze jetzt kurz vor Mittag.

Er müht sich den Anstieg hoch, die Aussicht auf seine Couch, eine Zigarette und noch mehr Wodka lassen ihn die schlechten Gedanken, die ihm mit dem Schwindel zu Kopf steigen, vergessen. Zumindest verstecken sie sich für kurze Zeit hinter dem Vorhang. Er sperrt die Türe zu. Lässt sich mit Schuhen auf das Sofa fallen, macht den Fernseher an. Für heute ist es geschafft. Nur für heute. Er ruft sein Konto auf. 54 Euro sind noch oben.

Das reicht nicht. Wenn es übermorgen kommt, dann schon. Aber das nahende Wochenende. Da könnte es Verzögerungen geben. Egal, für heute ist es geschafft.

Die Türklingel reißt ihn aus der Dämmerung seiner Gedanken. Er öffnet nicht. Er hält die Luft an, sein Atem stockt. Vielleicht der Gerichtsvollzieher. Was ist das für ein Leben? Nur Druck, nur Angst, nur Not. Drei Versuche. Den Fernseher hat er auf lautlos gestellt. Hartnäckig klopft es. Er wartet fünf Minuten, schleicht sich zur Türe und schaut durch den Spion. Es ist niemand zu sehen.

Die Sonne scheint ihn zu hassen. Mit ihr wird alles nur noch schlimmer. Die Nacht ist ihm am liebsten. Sie sollte endlos sein. Das verlockende, stille Schwarz. Immer genug Wodka. Immer genug Zigaretten. Er steht auf, um sich die Nudeln zu machen.

Er findet sich auf dem Boden wieder. Er blutet am Kinn und am Kopf. Es ist nicht das erste Mal, dass er in diesem Zustand stürzt. Er fühlt sich schwach.

War ich einkaufen? Haben die Geschäfte noch offen?

Panik überkommt ihn. Dann erinnert und beruhigt er sich. Er stützt sich ab und steht auf. Die Luft im Zimmer flimmert. Vor seinen glasigen Augen verschwimmen mehrere Bilder ineinander. Aus den Augenwinkeln nimmt er dunkle Flecken wie in einem Zeitraffer wahr. Er steht wankend im Raum, vor ihm flirrt sein eigener Schatten am Boden. Er spürt keine Schmerzen und torkelt zum Sofa. Der Fernseher läuft und er trinkt einen großen Schluck Wodka. Es wird langsam dunkel draußen. Er muss lange am Boden gelegen haben.

Er dreht sich eine Zigarette und raucht.

Ich muss mit jemandem sprechen. Eine Frau. Ich brauche das Weibliche, das Warme, ich sehne mich so sehr nach Körperwärme. Wenn sie nur kommen könnte und für immer bleiben könnte. An ihren Brüsten einschlafen. Ich würde mich so zusammenkauern, bis

ich klein, wie ein Baby wäre. Damit sie mich von Kopf bis Fuß an sich drücken kann. Sie nie mehr loslassen. Ich sehne mich so unendlich nach Sicherheit, nach Geborgenheit und nach jemandem, der mich versteht.

Die Einsamkeit löst ihn grausam langsam auf wie Säure. Sie frisst sich in ihn hinein und hinterlässt schwarze verkohlte Reste in seinem Herz. Er wählt ihre Nummer.

Bitte sprich mit mir.

Sie nimmt ab. Er spricht, aber sie scheint ihn nicht zu hören.

Nicht jetzt, bitte nicht. Warum funktioniert das Telefon nicht?

Sie legt wieder auf. Er probiert es nochmal. Jetzt geht niemand ran.

Er hat schon mehr als eineinhalb Flaschen getrunken. Auf den Tag verteilt. Aber er fühlt sich nicht betrunken. Im Gegenteil, sein Körper fühlt sich ungewohnt angenehm an. Er streckt sich auf dem Sofa und schließt die Augen.

Das Display zeigt einen entgangenen Anruf. Sie hat zurückgerufen.

Endlich jemand, dem ich nicht völlig egal bin.

Er drückt auf die Nummer und es klingelt. Fünfmal. Dann ihre verschlafene Stimme. Ob er wisse, wie spät es ist. Er schaut auf die Uhr, sieht, dass es kurz nach drei Uhr morgens ist. Er entschuldigt sich, aber sie scheint ihn wieder nicht zu hören. Sie legt wieder auf.

Der Fernseher läuft auf Standby. Er drückt den Knopf, trinkt einen großen Schluck Wodka und dreht sich eine Zigarette. Eine alte Lieblingsserie läuft gerade. Er streckt sich wieder, fühlt sich nun hellwach.

Im Hinterkopf graut es ihm vor dem Aufwachen, wenn er dann wieder einschlafen kann. Wieder würgen, wieder brechen. Aber jetzt fühlt er sich besser. Er denkt über das Krankenhaus nach und weiß, dass es die einzige Möglichkeit für ihn ist. Er muss die Rettung rufen und bitten, dass sie ihn mitnehmen. Sagen, dass er nicht mehr kann. Aber dann ist er wieder dort oben in der Psychiatrie. Keinen Alkohol. Das qualvolle Warten, bis er den Wert unter einem Promille erreicht hat und man ihm Medikamente zur Substitution geben wird. Das Zittern, das innere Zerreißen, die Angst, die schreckliche Angst, die Übelkeit.

Warum können sie mir nie mehr geben? Damit ich einfach den Entzug durchschlafen könnte. Warum diese Folter? Warum foltern sie mich?

Er will betrunken sein, fühlt sich aber immer noch seltsam klar, Er streckt sich aus, schließt die Augen und will schlafen. Vergeblich. Er drückt so lange auf der Fernbedienung herum, bis er eine Naturdokumentation findet. Die tiefe und warme Stimme des Sprechers beruhigt ihn. Es

ist, als würden seine angsterfüllten Gedanken von Geisterhand in den hinteren Teil seines Kopfes geschoben werden. Der Fernseher muss immer laufen. Die Hintergrundgeräusche lassen ihn nicht ganz alleine sein.

Das Klingeln seines Handys reißt ihn hoch. Er will nach dem Telefon greifen, es fällt ihm auf den Boden. Hastig nimmt er es auf, sieht ihre Nummer. Er drückt auf die grüne Taste, spricht. Und wieder scheint sie ihn nicht zu hören. Totenstille auf der anderen Seite.

Die Uhrzeit auf dem Handy zeigt schon fast fünf Uhr morgens an. Er legt sich wieder hin und versucht sich selbst davon zu überzeugen, die Rettung zu rufen und sich ins Krankenhaus bringen zu lassen.

So kann es nicht weitergehen. Es endet sowieso im Krankenhaus. Es endet immer im Krankenhaus.

Plötzlich klingelt es an der Türe. Um die Zeit kann es kein Gerichtsvollzieher sein. Er dreht den Ton trotzdem vorsichtshalber ab.

Sie muss es sein.

Dann klopft es, lauter und immer lauter. Er steht auf und schleicht sich zur Türe. Durch den Spion sieht er zwei Polizisten. Er schleicht sich zurück. Das kann nichts Gutes bedeuten. Sie können doch nichts gehört haben? Er hört ihre Stimmen, das Rauschen eines Funkgerätes. Den Inhalt des Gespräches kann er nicht verstehen. Er hat Angst, dass sie seinen Atem hören. Dann hört er sich entfernende Schritte. Sein Blick ist immer noch getrübt. Sein Gang ist unsicher.

Was passiert hier? Warum sehe ich mich am Boden liegen? Das muss ein Delirium sein.

Das sind Halluzinationen. Oder kommt das vom Sturz?

Er schwankt zum Sofa macht den Ton wieder an.

Was wollten die von mir?

Klopfen und dann Bohrgeräusche reißen ihn aus seiner Dämmerung. Er stellt den Fernseher wieder auf lautlos, erstarrt vor Schreck. Das Handy zeigt schon kurz nach sechs Uhr morgens. Dann dreht sich etwas im Schlüsselloch. Panische Gedanken steigen ihm zu und über den Kopf. Er erstarrt regelrecht vor Schreck, als er aufsteht. Jetzt sieht er sich selbst am Boden liegen. Nicht mehr flimmernd, nicht nur ein Schatten. Klar und deutlich liegt er selbst vor sich am Boden. Er ringt nach Luft. In dem Moment öffnet sich die Türe. Die Polizisten scheinen ihn nicht zu sehen, ihn gar nicht wahrzunehmen. Er ist wie unsichtbar. Sie wenden sich seinem Trugbild auf dem Boden zu. Schütteln den Körper, sprechen es an, fassen den Arm, um den Puls zu spüren.

Jetzt dämmert es ihm. Das Trugbild liegt nicht am Boden. Er kann hören, wie der eine Polizist zum anderen sagt, dass er tot wäre. In dem Moment ist er zu keinem Gedanken fähig. Sein Atem scheint zu stottern. Sein Magen schaukelt auf schwerer, unruhiger See.

Sie rufen einen Arzt.

Was passiert hier? Warum bin ich tot? Darum hat sie mich am Telefon nicht gehört?

Er setzt sich auf einen Stuhl und beobachtet das Geschehen. Es dauert nicht lange und ein Arzt betritt die Wohnung. Er bestätigt den Tod und spricht es ins Diktiergerät. Etwa eine Stunde später kommen zwei Bestatter und bringen den toten Körper weg. Er hört noch, wie das Türschloss von außen abgesperrt wird. Dann ist es totenstill in der Wohnung. Den Fernseher haben schon die Polizisten ausgemacht.

Er legt sich aufs Sofa, trinkt einen großen Schluck Wodka, raucht eine Zigarette und schließt die Augen. Als er sie öffnet, ist der Raum in gleißendes Licht getunkt. Es ist warm. Er steht auf und verschwindet im strahlenden Licht.